

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **30 (1948)**

Heft 14

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Abonnementspreise für die Schweiz per Post jährlich Fr. 2.50, halbjährlich Fr. 1.30, Auslands-Abonnements pro Jahr Fr. 16.—, Einzel-Nummern kosten 25 Rappen / Exportlich auch in sämtlichen Postämtern / Abonnements-Eingehungen auf Postchekkonto VIII B Winterthur

Verlag: Gesellschaft 'Schweizer Frauenblatt', 2046 Interzonen-Veranstaltung Strassli Str. 64, 3014 2, Telefon 27 29 75, Postfach-Roma VIII 12433, Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telefon 222 52, Postfach-Roma VIII B 58

Insertionspreis: Die einspaltige Zeile metereilig oder auch deren Raum 16 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Restanten: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. / Schriftgröße 40 Rp. / keine Verbindlichkeit für Platzierungsvorgängen der Inserate - Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

DER BUNDESPRÄSIDENT

Rettet die Kinder!

In diesen Tagen und Wochen ergeht ein Ruf an die Menschen aller Nationen: "Rettet die Kinder". Zum ersten Mal seit dem Ende des zweiten Weltkrieges finden sich fünfzig Länder auf allen Kontinenten zu gemeinsamer, brüderlicher Tat. In Rahmen des Weltkongresses der Vereinigten Nationen führt die "Schweizer Europahilfe" in unserm Land die Sammlung für die notleidenden Kinder durch.

Der Schweizerische Bundesrat bittet die Männer, die Frauen und vor allem die Jugend unseres Landes, sich dieser Kundgebung internationaler Solidarität offenen Herzens anzuschließen. Gewiss hat unser Land schon viele Opfer für die Kriegsgeschädigten gebracht; dennoch wird es auch diesmal nicht zurückstehen, wo es gilt, durch eine gemeinsame Anstrengung der Völker Millionen unehuldiger Kinder vor Hunger, Not und Sichtung zu bewahren.



Bundespräsident

eines Jahreseinkommens, den Betrag eines Arbeitslohes oder einen vollen Tagelohn. Wer nicht so viel beschreiben kann, möge einfach tun, was in seinen Kräften liegt.
Spende der Betriebe **Spende der Frauen**
Spende der Jugend **Die anderen Spenden**

Wir alle wollen helfen, wir alle werden den grünen Einzahlungsschein mit großen und kleinen Ge-

ben, jedes nach seinem Vermögen, aber frohen und willigen Herzens aus Gefühl der Post übergeben. Es ist eine freiwillige, eine einmalige Spende, sie sei wohlüberlegt im Gedanken, daß es darum geht, Millionen von hungernden und an allem darübenden Kindern zu helfen, auf welchen die Zukunft Europas aufgebaut werden muß.
Wir alle wollen mithelfen an diesem Werk internationaler, europäischer Solidarität.

Die Mühsal der deutschen Frau

Dieser Titel ist demontrativ gewählt als Gegenstück zum Titel "Der Sieger der Frauen", der zu einem Artikel* in einer unserer schweizerischen Wochenzeitschriften erschienen ist. Auch vor jenen Artikel nicht gelesen hat, versteht, was damit gemeint ist. Der Verfasser beschränkt darin ein Defizit auf dem Kurierdienst in Berlin — und "wie man es in jeder Stadt der drei Okkupationszonen, vier-berliner" — von "telegen, parfumierte, entzündenden Schönheitsfrömmigkeiten letzter Eleganz, blond, frisch und hübsch" in Begleitung von (nicht deutschen) Männern, "Auto fahrend oder auf bleibend neuen Belos vorbereitet" — das sind deutsche Frauen", die mit Berachtung auf "weniger gut gekleidete Frauen" blicken, die in "deutschen

Erziehungsstätten" und selten in Männerbegleitung einbezogen, und deren Eleganz, "typisch deutsch" wirkt — und "das sind Amerikanerinnen...".
Der Verfasser, offenbar in der nicht ganz unbedingten Annahme, nicht ernst genommen zu werden, versichert, wieder zu übertreiben noch zu erfinden.
Trotzdem erlaube ich mir, im Wunsch, den durch diesen Artikel erweckten schlechten Eindruck zu verweischen und aus Solidarität schlechthin zu unsern weniger eleganten Mitbürgerinnen, in den folgenden Ausführungen ein anderes Bild zu entwerfen, wie ich es auf einer allerdings nur nach Logen zählenden Deutschlandsfahrt empfang. Nicht daß ich in Abrede stellen wollte, daß es die fleißigsten, "Gretchen" nicht auch gibt, die durch Fraternisierung zu Warm und einer Wäsche- und Kleideraus-

stücken, weil es schon zu sehr dümmerte. Ich klick einem Jäger auf, der mir sagte, er warte auf den Vollmondsaufgang. Ich wollte nun dasselbe thun und legte mich zu ihm ins Gras und ließ mir von ihm erzählen, und wie ich seine Gebirgsmärchen gleich Zithersängern entwickelte, schaute ich träumend in die phantastische Dunkelheit, in der die Gebirge hingen, in immer stillere und größere Massen schmelzend, und auf den See, der flets starrer und schwärzer ward und nur hier und da mit einem schwachen, ungewissen Lichtschein aufleucht. Ich immer tiefer laut Berg und Thal und See in die bunten, schlummerige Luft vor mir zurück — eine unglückliche Wehmut nur in meinem Herzen — der Jäger schwieg endlich auch, und ich hörte jetzt deutlich Lohrer und des Doktors söhne Stimme von dem See her gedämpft klingen — dann einen Pflöschschuß und das darauffolgende Gemitter des Echo, das die Berge und den See im Finstern durcheinanderwühlte und in Kreisen rollte und sich mächtige und bewaldigte und ausmurmerte; sein Verzittern machte mir die Handfläche nur noch ungewisser, wie einen schwarzen Klumpen, der in zarterer Linie den silbergrauen Himmel abhob. "Seht einmal auf den Ralberg", sagte mein Nachbar und zeigte mit dem Finger in die Nacht hinaus. Ein helles Schein kam unten an dem höchsten Berge — die Mondensonne war es; ich glaubte, er selber werde jetzt aufsteigen; aber nur der Schein kam längs der heißen Rante des Felsens, der oberhalb schwarz gegen dunklen Schimmer stand, bis der Mond endlich gerade auf dem Gipfel des Steines wie ein großes Freuden-

stimmung kommen! So gut es bei uns GI-girls geht, die zur Zeit der amerikanischen Unkrautreinigung nur noch "hello boy" und yes und no sagen konnten, so fiel es doch niemandem im Ernst ein, von dieser letzten Barte, die in jedem Land wohlfeil zu haben ist, als von typischen Schweizermädchen und dazu noch in der Mehrzahl zu reden. Wenn der Prozedur fraterisierender Frauen im hungernden Deutschland größer ist, so findet er eine Erklärung in der großen Not.
Ich bekam — und mit mir auch andere — von meiner Rheinlandsfahrt einen andern Eindruck als jener Artikelfreiber und in düsterer Erinnerung bleiben mir die
müden, abgeschafften, resigniert und irgendetwas verstaubt aussehenden Frauengestalten, die immer noch stundenlang Schlange stehen um ein paar Punkte "Nährmittel", sich um 3 Uhr früh anstellen für Fleisch, das ab 9 Uhr verkauft werden soll, von Frauen, die sich auf durchgelauenen Schuhen mit ramponierten Kindertrottern, abgetragenem Laichen und Säcken herumquälten, ich habe von Frauen gehört, die sich Schuhe und Mäntel ausleihen, um ihre Einkäufe zu besorgen und als Entschädigung dafür von ihren wertvollen Punkten hergeben. Diese Frauen wirken "typisch deutsch", ihre Kleidung sieht nach "deutschen Erbschaften" aus, und wenn ich nach der Herkunft eines durch Qualität besonders auffallenden Mantels fragte, so stammte er von einer alten Uniform. Ich habe Frauen besucht, die gemeinsam mit ihren Männern mit eigenen Händen

die verschütteten Keller

gestürzter Häuser freigelegt und dann mit ihrer Sauberkeit und Ordnungsliebe darin eine wohndliche Behausung eingerichtet haben für sich und ihre Familie. Ich habe eine noch junge Witwe in einem Erd bunker besucht, die dort mit ihren fünf wackeren Kindern mehr schlecht als recht haust. Es stellt ihr an einer Nähmaschine, die ihr gestohlen wurde, nicht nur an Kleibern für ihre drei wilden Buben, sondern auch an Foder, Nadeln, Stoffgarn, um das Wenige ganz bekommen zu halten. Das sind Verhältnisse und Probleme, die viele hundert Schweizerfrauen uns gar nicht vorstellen können. Zum Glück für die arme Frau, welcher der Gedanke an Fraternisierung offenbar noch gar nicht gekommen ist, wurde sie von der deutschen Wohlfahrtsstelle entdeckt, die ihr nun mit Hilfe der

Speisungen der Schweizer Spende

besteht.
Die jungen Schweizer Leiterinnen der letzteren, die ich vor allem über die Jugend ausfragte, sprachen mit Mitgefühl und Achtung von den Problemen der jerrigen jungen Mädchen um die 24, die sich im Hinblick auf den Männermangel in Deutschland resigniert damit abfinden, lobig zu bleiben; umso konzentrierter arbeiten sie an ihrer Berufsweiterbildung. Zu Tausenden zählen die jungen Leute, die sich zu den Universitäten drängen. "Aus Wissensdrang" sagte mir ein Akademiker. "Aus Materialmangel, der eine gute Handwerker-

Einladung zur Generalversammlung der Genossenschaft "Schweizer Frauenblatt"
auf Freitag, den 16. April 1948, 14 Uhr 15, im Hotel Augustinerhof, Zürich.
Traktanden:
1. Protokoll.
2. Jahresbericht.
3. Jahresrechnung.
4. Wahlen.
5. Verschiedenes.
Nach den Verhandlungen Referat von Fr. I. Dr. Frey: "Die Entwicklung der politischen Rechte in der Schweiz seit 1848."
Wir hoffen auf zahlreiche Beteiligung!
Für die Genossenschaft Schweizer Frauenblatt:
Die Präsidentin:
Dr. h. c. Elise Jäublin-Spiller.

Schweizer Europahilfe

Wie ineinandergefügungene, zu einem starken Ganzen vereinigte Herzen sind das Symbol, um den jetzt in der nächsten Zukunft, und darüber hinaus noch auf lange Zeit der Gesternte der Schweiz wirksam sein soll.
Hilf bedürftige schweizerische Hilfsorganisationen*, zusammengefasst im Verein

Schweizer Europahilfe

haben es übernommen, die Sammlung in der Schweiz gemeinsam durchzuführen. Oberste Aufsichtsbehörde ist das "Nationale Komitee" (Präsident: Nationalrat Dr. E. Boerlin, Vizepräsident: Nationalrat Robert Bratschi, Bern; Generalsekretär Dr. E. Froelich, Zürich; Nationalrat A. Tanner, Locarno; Frau Dr. A. G. Mercier, Glarus; Altregierungsrat F. Porzelt, Langenau). Eine vom Bundesrat ernannte Kontrollstelle prüft die Rechnungsführung der Sammlung.

Vom Betrag der Sammlung fließen 90 % den schweizer Hilfsvereinen zu, um ihre eigene Hilfsfähigkeit an den notleidenden Kindern und Waisern im Ausland fortzuführen. 10 Prozent werden auf Grund einer vertraglichen Vereinbarung mit der UNAC dem Internationalen Kinderschutzfonds zugewiesen.

„Ein Tagesberdienst für die Kinder der Welt“

Das ist der Wortlaut des Weltauftrages. Er richtet sich an alle Menschen guten Willens, ohne Unterschied der Herkunft und des Glaubens.
Jeder mag für sich selbst entscheiden, was ein "Tagesberdienst" für ihn bedeutet: den 355. Teil

* Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz; Schweizerisches Arbeiter-Hilfswerk; Schweizerischer Caritasverband; Schweizerisches Rotes Kreuz; Kinderhilfe; Schweizer Spende.

Feldblumen

Von Adalbert Stifter 1840

Mein Reisebuck brannte, wie so oft — ich stand nun auch auf und ging von dem Seeufer fort ins Ungewisse herum und sente mich in meine Träume. Die Natur hielt Abendfeier, das Sonnenlicht schritt nur noch auf den höchsten Spitzen, die Luft ward immer weicher und stiller — ich ging überwärts gegen die Hellen — da war es, als ob das Echo, das taubenbärtig in diesen Bergen schallt, traumredete und etwas wie Glodendüne füllte; aber Gloden können hierher ihre Klänge nicht senden, da der Ort tief einlam im Gebirge liegt — ich ging immer weiter weg von dem Hause. Es giebt eine Stille — kennst du sie? — in der man meint, man müße die einzelnen Minuten hören, wie sie in den Ozean der Ewigkeit hinuntertropfen. — Eben von ewig fortvolltornen Gärten gekommen, wurde mir diese Stille fast gepenig, und ich war erleichtert, als endlich gegen Abend in der Dunkelheit ein leuchtiger, fülter Hauch an mein Gesicht wehte, und sich zwei Blätter an einem Schilfstrauße neben mir türzten, aber ohne zu flühen. Ich ging jetzt in das Haus zurück. Sie hatten schon zu abend gegessen und mich und den Engländer vergeblich erwartet. Gleich nach uns fand noch zwei Fremde gekommen, und diese und die andern sind alle auf den See hinaus. Den Engländer glaubte man bei mir. Ich ging auch wieder fort, und als ich gegen den See kam, konnte ich sie nicht er-

feuer emporsing zu dem Himmel, an dem schon alle Sterne harrten. Er trennte sich lobann und schwamm wie eine losgebundene, bligende, weißglühende Silberugel in den dunkeln Weiser empor — und alles war hier unten wieder hell und klar. — Die Berge standen wieder alle da und trocken von dem weihen, niederrinnenden Richte, das Wasser trennte sich und wimmelte von Silberbliden, ein Lichtregen ging in den ganzen Bergseel nieder, und jedes feuchte Steinchen und jedes tauche Gräschen hatte seinen Funken. Auch das Schiff der Freunde erhellte ich jetzt, und ein nichtimmerger Männergymnas begann darauf, und der Gelang mochte gebühnft, ein Echo schließend von dem See herüber und zog sich dann ferner und verlang — dann ein mattes Aufleuchten, das Rollen ferner Pflöschschüsse und dann wieder die Mondesfille.
Ihr Auge, dieses schöne Mond ihrer Herzsonne — wo mag dieser nun aufbliden zu jenem Schwefelgitter des Himmels? D, ihr schönen Fressen und du, schimmerndes Firmament! Was ist zwischen heute und jenem Abend vor zwöif Jahren, als ich das erste Mal an diesem Ufer stand, ein unglücklicher Jüngling noch ungebändigter Hoffnungen und ein unerhöpftliches Weltmeer von Vertrauen in dem Herzen! Wieviel hat sich seither geändert — wie viel habe ich getrrt, gefündigt und gebüßt und wie schief einlam hin ich heute gegen das Wogen und Rollen von Gestirnen, die mich damals umgaben! Aber ein Rest ist geblieben, ein Boden, auf dem die Blumenphantasie gefunden: die feste, schönheitsliebende Seele ist geblieben — und manch hüb-

ner Blumenwald kann einst wieder daraus emporspießen — er kann ja noch sproßen!
„Geht schlafen, lieber Herr“, sagte plötzlich der Jäger zu mir; „Ihr habt morgen einen weiten Weg und es wird heiter und heiß sein — ich verlaße Euch, da mir der Mond schon hoch genug ist.“
Ich schlafen gehen? Dazu war ich viel zu bewegt. Ich ging den See entlang, von dem jetzt Rudererschläge herkamen und bald darauf das Schiff der Freunde. Sibdor sprang heraus und jubelte und sagte, es sei eine Guter Nacht, und der Doktor bebauerte mich, daß ich nicht mit zu Schiffe gehen; an diesem einen der zwei angekommenen Fremden habe er einen wahren Fund gefund; er finge einen unergründlichen Tenor; der sei noch immer abgegangen; Lohrers Stimme sei doch nur ein Bariton; nur ich; daß die Zither, die der Fremde mitgebracht, in der Eile in dem Hause zu — ich nicht; denn wo sie ihr Schiff anlegten, bemerkte ich ein zweites, kleines, mit diesem wollte ich ganz allein auf den See hinausfahren. Ich hab es leicht los und Rieh ab.

Nun wurde es weit um mich — Die Berge traten zurück und fanden groß da in lichtnebligen Schleiern und sank in träumerischer Magie, und ich schwamm auf dem lösonen, glarten, himmernden Elemente, und bei lebem Rudererschläge rann hüßiges Silber um mein Schiffchen. Aus dem Seeboden schallten noch die Reden meiner Reifegehrten, die schlafen gingen, und als es immer mehr und endlich ganz still geworden, und der Mond schon fast im Scheitel seiner blauen Halle stand, da hörte ich wie-

Elisabeth Thommen 60 Jahre alt

Am 10. April feiert in Zürich die bekannte Schweizer Schriftstellerin Elisabeth Thommen ihren einundsechzigsten Geburtstag.

In hundertern von Artikeln jetzt sich Elisabeth Thommen immer und immer wieder mit bewundernswürdiger Eindringlichkeit und nie ermüdender Ausdauer für jegliche Frauenfragen ein, womit sie sich seit Jahrzehnten einen weiten Bekanntheitsgrad hat verschaffen lassen.

Doch ehren wir heute nicht nur die vorzügliche Journalistin, die angenehme und vielseitige Radiopredigerin, sondern wir gedenken auch der Berufsständlerin, die die Schriftstellerin im Laufe der Jahre herausgegeben hat.

Die ersten vier Jahre nicht nur die vorzügliche Journalistin, die angenehme und vielseitige Radiopredigerin, sondern wir gedenken auch der Berufsständlerin, die die Schriftstellerin im Laufe der Jahre herausgegeben hat.

Die ersten vier Jahre nicht nur die vorzügliche Journalistin, die angenehme und vielseitige Radiopredigerin, sondern wir gedenken auch der Berufsständlerin, die die Schriftstellerin im Laufe der Jahre herausgegeben hat.

Die ersten vier Jahre nicht nur die vorzügliche Journalistin, die angenehme und vielseitige Radiopredigerin, sondern wir gedenken auch der Berufsständlerin, die die Schriftstellerin im Laufe der Jahre herausgegeben hat.

lehre ausschließt, wurde mir von anderer Seite erklärt. Un glaublich, wie dankbar ich die meisten dieser jungen Leute finde, wie kritisch sie alles schälen und was sie vorgeföhrt bekommen, wundert sich ein Unverfälschter. Was ist das für ein Unverfälschter? Ich bin ein solcher. Ich bin ein solcher. Ich bin ein solcher.

Suppe und Brot das ist heute die Hauptnahrung der meisten Deutschen, und der milden und zarten, "Wieder" am Morgen, eine dünne Brühe aus allem möglichem, nur nicht aus Kartoffeln, macht niemanden satt.

der Stadtverwaltungen ist der Aufbau; die Schutzhügel der getrimmerten City von Köln; J. B.

ber zu meinen Säuglingen das leise, seltsame Räteln; aber es war, als wären sie einzelne Töne unendlich fern aus der Luft — dann kamen sie von dem Meer zu kommen, dann von den Felsen — dann schimmerte es wieder hoch am Himmel — ich ließ das Ruder sinken und das Wasser an dem Schiffe auslaufen und hörte hin — keine Glode, eine Zither war es; die Laute kamen von einem schwarzen Punkte aus dem Wasser; nur das Echo hatte mit den Klängen so wunderbar gepiept. Ich fuhr so leise als möglich näher; die Töne wogen sich und schmolzen und wurden ein Gemimmel, und plötzlich lag eine Männerstimme dazwischen. Ich erkannte die Melodie: es war die Schwärze über das Gesicht von Götter — heute ich kamen die Worte her: "Wie ist die Natur so hold und gut, die mich am Rufen hält". Ich irrte nicht: es war dieselbe Stimme, die das Alpenhorn von Süntzen kerner lag. Mein Ruder war noch im Zuge und glitt ohne Ruder näher; ich konnte jetzt dem Gelange Wort für Wort folgen und folgte mit steigendem Herzen:

Aug, mein Aug, was flinst du nieder? Goldne Träume, kommst ihr wieder? Weg, du Traum, so Gold du bist; Hier auch Lieb und Leben ist.

Ich konnte nicht anders: ich ließ die Tränen in die Augen steigen, daß der Wind zitternd und zerschlagend brinnen schmeckte — meine Traumbilder war heute auch schon längstens wiedergekommen — ich vermochte es aber nicht wegzusehen und so jagten: "Hier auch Lieb und Leben ist." Das Lied ging fort und wurde groß und fromm, ersüßend einisch,

heißtstandes wegen ihre Tätigkeit für einige Wochen zu unterbrechen, und sie wünschte sich nichts anderes, als irgendwo Jahre jünger zu sein, und leider wurde wohl kein Wunsch immer das sein, was er am liebsten möchte, Hauptsache ist ja, wenn er nur das richtig vollbringe, was ihn das Schicksal erfüllt habe.

Die Kapier und unermüdblich jetzt Elisabeth Thommen doch ihre Kraft für uns Frauen ein! Wie viele sind hier heute tief dankbar für das Gescheite, wie viele sind aufgeregter worden von ihrer liebenswürdigen Lieberzeugung, und doch, werden die Gegenstände des Frauenstimmrechts mit Unrecht fragen, was wurde erreicht? Viel wurde erreicht, dürfen wir der verdienstvollen Kämpferin heute zurufen. Was hat sie befehlet, die wir sonst vielleicht ebenfalls nie leider noch viele gleichgültig und verständnislos dem Frauenstimmrecht gegenüberstünden.

Daß die Saat ihrer beschredenen und aufblühenden Arbeit endlich aufgehen möge, und daß schließlich doch der eine und andere Mann die Arbeit der Frauen anerkenne, das wünschen heute Tausende Elisabeth Thommen. Daß sie die Gleichberechtigung der Frauen in der Schweiz noch erleben könne, sich an deren Segen erlaben möge, wünschen wir von Herzen, und daß sie sich hernach im Besitze der erworbenen Rechte tapfer und mit all der ihr zur Verfügung stehenden Klugheit sowie es ihrem Wesen entspricht, ebenfalls einsehen wird fürs Wohl der Schweiz, des sind wir alle gewiß.

Lassen wir nun Elisabeth Thommen, die sogar auf lyrischen Gebiet Frauenfragen behandelt, selber in einem Gedichte sprechen, das 1940 im Schweizer Frauen-Kalender erschienen ist. J. B.

D' Schwyzertreu im fremde Land

Chupman, Gähnd, humm ganz noch nur, heb m' an an dr Hand! Hüt hom-ni Langst, hüt bänke-ni an mps Beinmaland. Gäll, dänstich an d' Schwyz?

Silt ih' e Hundere Tag, und mir tpe's Härz weh in dr Brust. Silt sure si deheim dr Schwyzert, dr erst August. Sie spre in dr Schwyz?

Am See und uf de Bärgo krenne großi bödi Bäär. Und mir si nit derby, will Johe nit, weder farn no häär. Worum sich me us dr Schwyz?

Mer het nit Hoffo ghe, dr Vater mit und i. Do in dr Frömd' het mer grue und sömme ih. Und hel si der mit gualle, d' Schwyz?

Sie het si Gald für d' Reis och, und bet gemeint: Dr Voboot. Gält dene, mo seh fäher hääfel! — So häfere Gott! So häfere Gott, dr Schwyz!

Währungsreform

von der man nicht weiß, wer sie einführt und wie. Paubewilligungen außer für den Verkehr oder wichtigen Industriezweigen dienende Unternehmen erteilen die Alliierten nicht. Und wer sind die Hauptbetreffenden dieses latenten Zukunfts?

Die Frauen, die Hausfrauen und Mütter, auf denen die Hauptlast der täglichen Nahrung und Wohnfragen ruht. Wohl erhält heute jeder Säugling 1/4 Liter Vollmilch, das Kleinkind 1/2 Liter Magermilch; zum Glück hilft hier die Schweizer Spende noch mit Suppen und Breien und wer nichts mehr besitzt, bekommt auch Kleider, welche die Mütter in den eigenen für sie eingekauft.

So w elzer Fild studen selber herstellen. Doch einem andern Problem liegen sowohl Behörden als auch Erzieher ihrer machlos gegenüber und das ist das Zunehmen der

Jugend-Kriminalität

80 % der Delikte sind Diebstähle, angefangen von gemeinsten Kohlenstehlen, die "Mutt" auf

wie im Kirchenstille vorgebracht — ich regte mich nicht in dem Rahne; aber als es geendet und nur noch die Zifferstände, dieser wahre Ausbreiten der oberflächlichen Alpen, fortbauerten und hüpfeten und ätzerten im Wechselgange mit der Alpenstöcker (Gö: fuhr ich rasch näher und erblitzte einen Rahne, wie meiner war und drinnen lag der Engländer oder vielmehr er lehnte vor einem Brette, worauf er die Zither hatte. Seine Ruder lagen bei ihm auf dem Schiffe, das bei der Stille des Wassers auf einem und demselben Punkte stehen blieb. Als er meine anfragte wurde, freute er gleichsam ein paar Hände voll Lüne wie Goldkörner über den See und ließ mich schweigend an, der ich seinem Gesichte sah auf Spantenweite nahe gekommen war. Ich war sehr verlegen, was ich sagen sollte, als ich das wirklich schöne Angest, vom Wohlbliehe beschienen, fragend auf mich geestet sah. "Herr", sagte ich endlich, "ich löre Sie wohl? Sie genießen schon diese ausnehmend schöne Nacht."

"Sie kören mich nicht", antwortete er; "ich dachte mir wohl halb und halb, daß Sie oder Dönn auf den See herausfahren würden. Als ich nämlich meinen Rahne abließ, sah ich, daß an der Stelle noch mehrere angebunden lagen, die vielleicht andere Personen könnten. Die Zither, die ich hier habe, gehört gar einem ganz fremden Menschen, der sie im See-Bande liegen gelassen hatte, als alle auf das Wasser hinausführten, um so fragen, ich nahm sie; denn in solch schöner Nacht, dachte ich, dürfte sie nicht zu Hause bleiben. Auf Sie war ich beinahe gewiß gefaßt, daß Sie kommen würden!"

mehr oder weniger verstockten Befehl heimgebracht werden, damit aus Kraußblättern und „was man eben so hat“ die tägliche Suppe zum Kochen gebracht werden kann, bis zum Herbstabendüberfall in den nicht beleuchteten Ruinenstraßen, die mitten in der Stadt durch unbesetzte Gassen führen. Solange Hunger und Wohnungsnot in diesem Ausmaß grassieren, wird dieses Problem wohl kaum ernstlich gelöst werden können.

Dieser kurze Besuch im nördlichen Hochgebirge hat uns jedoch Einfließ gewährt in die täglichen Sorgen und Probleme der deutschen Frauen und Mütter, daß die „fraternisierenden Götchen“ ohne weiteres in den Hintergrund treten. EFG.

Experiment des Friedens

Nur 45 Jahre festsitzte der Direktor der berühmten Cabourg-Schokoladenfabrik der „Gesellschaft der Freunde“ (auch unter dem Namen Quäker bekannt) sein Haus zur Verfügung, um aktiven Christen einen Ort der Begegnung und der geistigen Aufrichtung zu geben. Es gelang von Anfang an, bedeutende Dutzende für das „Settlement“ zu gewinnen; und es wird auch heute den Studenten geistig sehr viel geboten durch Vorlesungen oder persönliche Diskussionen mit den Professoren. Mit neun Schülern wurde der erste Kurs geführt. Heute sind es jedes Semester 40-50 Studenten aller Altersstufen, aus den verschiedensten Nationen und Verhältnissen, die in Woodbroote zusammenkommen, um nach dem „inneren Licht“ zu suchen.

Um Woodbroote hat sich ein ganzes Dorf von Colleges gebildet. Milionschüler der verschiedensten kirchlichen Denominationen, Studenten, die sich speziell für kirchliche Jugendarbeit ausbilden, Arbeiter, sie alle treffen sich in den Vorlesungen über theologische und soziale Fragen im „Centralhouse of the Sally Oak Colleges“. Das Motto ist: Gegenseitiges Helfen und Lehren. Das gemeinsame Suchen findet seinen Ausdruck, wenn am Montagmorgen Mitglieder der High-Church, Methodisten, Wiederkehrer, Quäker und anderer Denominationen sich zum Gottesdienst versammeln und die Woche miteinander beginnen.

Was für den Geist der Sally Oak Colleges gilt, gilt noch in viel höherem Maße für Woodbroote: Gegenseitiges Verständnis für die verschiedenen religiösen Ansichten und die verschiedenen nationalen Probleme und innere Bereitschaft, Gegenätze zu überbrücken.

Der maßlich veranlagte, inländische Feinschmecker; der Quäkerstudent, der aus der Katholizität zurückkommt; die Engländerin, Mitglied der anglikanischen Kirche, die sonst nicht kontrolliert; die Musiklehrerin, eine Methodistin, die Leiterin einer Quäkerschule; der Medizinstudent aus Jamaica, der eine wissenschaftliche Weltanschauung sucht; der norwegische Schriftsteller; die englische Fürsorgebegünstigte, die zum erstenmal in den Slums arbeitet; der dänische Volkshochschullehrer und viele andere, sie alle suchen gemeinsam mit den Dozenten nach der inneren Wahrheit, und wie diese uns zum Weltfrieden führen kann. Sie tun es in der gemeinsamen stillen Andacht am Morgen, oder wenn sie die Vorlesungen über Bibelstudien, Quäkerfragen und internationale Probleme erarbeiten, wenn sie am Abend über brennende Fragen diskutieren oder Vorträge aus verschiedenen Ländern hören.

Sie suchen aber auch ihre Ideen im praktischen Alltag, in der Gemeinschaft des Collegenlebens zu verwirklichen. Das für ein Erlebnis, für mich Schweizerin, in dieser weiten Gemeinschaft zu leben! Der Tag ist eingeteilt nach der Glode und doch bleibt dazwischen viel persönliche Freiheit, auch Zeit für gegenseitigen Gedankenaustausch im kleinen Kreise, sei es nun bei einer „Coffee-party“ oder bei einem Spaziergang in die Umgebung von Birmingham. Auch wenn wir zusammen spielen oder ums Kammerfeuer sitzen und klassischer Musik lauschen, immer kommt das Gefühl einer großen „Woodbrootefamilie“ stark zum Ausdruck.

Daß ich das Semester zu Ende. Viele von uns gehen wieder zurück zur Arbeit, in den Kampf des Lebens. Was nehmen wir mit von dieser Friedensinsel? Mehr innere Kraft und den Beweis, daß es eine Möglichkeit gibt, über alle äußeren Unterdrückungen hinweg zusammenzukommen. Dazu den selten Willen, in der Welt für den Frieden zu kämpfen, indem wir im Kleinen anfangen zu dienen, und nachden an unterzubringen, gemeinsamen Lösungen zu finden und nicht Minderheiten zu unterdrücken; denn „Religion is not a matter of form, but of the very life.“ (Religion ist keine Formfrage, sondern wirkliches „Leben“). R. S.

Im Gartenland des Südens

Während Regen und Schnee durch föhngepeitschte Winterstürme segeln und leider so viele schöne Schneehäufchen zertrümmert durchschlagen, trug uns der einzige durchgehende ÖBB-Wagen über Genua nach den Blumengärten von Borghesina.

Als grauer Unwirksamkeit kommend, hatte uns das tolle Geseh hier mitten in einen strahlenden Frühling hineingeleitet. Sonne brannte verblühend über den Restentzogen der Berggänge, laut flimmernd auf die plötzlichen Wasser des Mittelmeeres, gleißte über den Mauern dieser Gartenland und sammelte alle Licht in den goldenen Ähren der Orangen und Mandarinen, daß sie sich in gelbender Leppigkeit an jeden verfügbaren Ast hängten, oft vier bis sechs beieinander.

„Auf mich waren Sie gefaßt?“ fragte ich erstaunt. „Ja, auf Sie“, sagte er, „und daß ich aufrechtig bin: ich erwarrete Sie sogar hier. Ich kenne Ihre Gemitslage — ich will nicht zurückhaltend sein — da Sie nun wirklich da sind, so lassen Sie uns hier den ersten Handschlag geben, wo uns nicht die Augen all dieser Menschen umgeben.“ — Bei diesen Worten reichte er die Hand über den Bord seines Schiffes herüber und fuhr fort: „Mir kennen uns eigentlich schon lange; ich bin der Freund, ich könnte sagen B u d e r eines Weins, das Sie vor nicht langer Zeit liebten.“ (Fortsetzung folgt.)

Politisches und Anderes

Der Marshall-Plan tritt in Kraft

Nachdem beide Kammern der Vereinigten Staaten das Gesetz für die Hilfe an das Ausland angenommen haben, hat Präsident Truman es unterzeichnet und damit in Kraft gesetzt. Bei dieser Gelegenheit sagte er u. a.: „Diese Maßnahme ist die Erweiterung Amerikas auf die heutige Bedrohung der freien Welt. Es ist eine Maßnahme des Wiederaufbaus, der Festigung und des Friedens. Ihr Zweck besteht darin, die Voraussetzungen zu schaffen, unter denen freie staatliche Einrichtungen bestehen können.“ — Die „New York Times“ hat nicht unrecht, wenn sie dazu sagt, daß die rasige Annahme des Marshallplans im Parlament nicht zuletzt der Sowjetunion zu danken sei, die durch ihre Faltung in der Tschechoslowakei, durch den Druck auf Finnland und die Taktik in Berlin dem Kongreß den nötigen Antriebs zur Beschleunigung der Hilfe an die kommunistischen bedrängten Länder gegeben habe. So gehen denn auch die Worte schon Hilfsmittel an Italien und Frankreich ab; der gewaltige Strom amerikanischer landwirtschaftlicher und industrieller Erzeugnisse wird an die 16 im Marshallplan einbezogenen Staaten gehen, Griechenland und die Türkei und China werden auch militärisch gestützt werden. Im ganzen sind Kredite für die ungeheure Summe von 6118 Millionen Dollar bewilligt worden. Der Beginn des Hilfswerts, das Churchill „das großartigste Hilfsmittel in der ganzen Weltgeschichte“ nennt, wird in England dankbar begrüßt werden. — Einmal mehr sehen wir, wie eng verflochten politische Lage und wirtschaftliche Hilfe hier sind: die verweirte Lage vieler Völker hätte an sich schon die Hilfe bringen genug gemacht, doch beehrte es der drohenden Weltwirtschaft, des Fortschreitens des Kommunismus in Europa, um die parlamentarischen Vertreter Amerikas und auch das amerikanische Volk ganz bereit zu machen, den früheren Sozialismus endgültig aufzugeben. Erst diese Anzeichen machten ihnen deutlich, daß die Zerrüttung Europas auch die amerikanische Position mittelbar schwächte; und dies kann im Weltkampf zwischen Osten und Westen von Amerika nicht hingemommen werden.

Im der Tischgesellschaft

verfügte der Innenminister, daß in allen Klassenräumen aller Schulen von nun an das Bild Stalins angebracht werden müsse!

Auf Finnland

lesen wir z. B. mit Spannung hin, weil die Finnen sich in der jetzt stattfindenden Verhandlung über einen neuen Pakt mit Rußland sehr tapfer für ihre Positionen wehren. Man berichtet von Konfliktzonen auf Seiten Rußlands bei den Verhandlungen in Moskau und von gegenseitigen Verabredungswillens. — Daß die finnischen Militärbehörden alle obligatorischen Urlaube der Armee aufgehoben haben (auf kommunikativen Druck waren von den 80 Tagen der Ausbildungszeit 170 Tage obligat. Urlaub erklärt worden), ist als Zeichen finanzieller Laubbarmkeit zu werten.

Der Bundesrat

befiehlt, eine konsultative, eigenständige Ernährungskommission zu schaffen, welche Fragen der Volksernährung, Lebensmittelbeschaffung und Lebensmittelproduktion zu bearbeiten haben wird. Sie wird dem Eidgenössischen Gesundheitsrat, resp. dem Departement des Innern unterstellt. Damit hat ein Vorstoß der Nationalrat Dutzender Verwirklichung gefunden. Vertreter der Wissenschaft, der Lebensmittelproduktion, des Lebensmittelhandels, der Konsumenten und der diesbezüglichen eidgenössischen Ämterstellen sollen dieser Kommission angehören. Wir hoffen, es werde als selbstverständlich erachtet, daß die Mitarbeit von Frauen vorgezogen sei.

General Wills' 100. Geburtstag

wurde am 5. April in militärischer Kreise gefeiert. Seine Leistungen zum Aufbau und zur Förderung der schweizerischen Armee während Jahrzehnten und als ihr General während des ersten Weltkrieges bleiben unergessen.



der zu meinen Säuglingen das leise, seltsame Räteln; aber es war, als wären sie einzelne Töne unendlich fern aus der Luft — dann kamen sie von dem Meer zu kommen, dann von den Felsen — dann schimmerte es wieder hoch am Himmel — ich ließ das Ruder sinken und das Wasser an dem Schiffe auslaufen und hörte hin — keine Glode, eine Zither war es; die Laute kamen von einem schwarzen Punkte aus dem Wasser; nur das Echo hatte mit den Klängen so wunderbar gepiept. Ich fuhr so leise als möglich näher; die Töne wogen sich und schmolzen und wurden ein Gemimmel, und plötzlich lag eine Männerstimme dazwischen. Ich erkannte die Melodie: es war die Schwärze über das Gesicht von Götter — heute ich kamen die Worte her: "Wie ist die Natur so hold und gut, die mich am Rufen hält". Ich irrte nicht: es war dieselbe Stimme, die das Alpenhorn von Süntzen kerner lag. Mein Ruder war noch im Zuge und glitt ohne Ruder näher; ich konnte jetzt dem Gelange Wort für Wort folgen und folgte mit steigendem Herzen:

Aug, mein Aug, was flinst du nieder? Goldne Träume, kommst ihr wieder? Weg, du Traum, so Gold du bist; Hier auch Lieb und Leben ist.

Ich konnte nicht anders: ich ließ die Tränen in die Augen steigen, daß der Wind zitternd und zerschlagend brinnen schmeckte — meine Traumbilder war heute auch schon längstens wiedergekommen — ich vermochte es aber nicht wegzusehen und so jagten: "Hier auch Lieb und Leben ist." Das Lied ging fort und wurde groß und fromm, ersüßend einisch,

wie im Kirchenstille vorgebracht — ich regte mich nicht in dem Rahne; aber als es geendet und nur noch die Zifferstände, dieser wahre Ausbreiten der oberflächlichen Alpen, fortbauerten und hüpfeten und ätzerten im Wechselgange mit der Alpenstöcker (Gö: fuhr ich rasch näher und erblitzte einen Rahne, wie meiner war und drinnen lag der Engländer oder vielmehr er lehnte vor einem Brette, worauf er die Zither hatte. Seine Ruder lagen bei ihm auf dem Schiffe, das bei der Stille des Wassers auf einem und demselben Punkte stehen blieb. Als er meine anfragte wurde, freute er gleichsam ein paar Hände voll Lüne wie Goldkörner über den See und ließ mich schweigend an, der ich seinem Gesichte sah auf Spantenweite nahe gekommen war. Ich war sehr verlegen, was ich sagen sollte, als ich das wirklich schöne Angest, vom Wohlbliehe beschienen, fragend auf mich geestet sah. "Herr", sagte ich endlich, "ich löre Sie wohl? Sie genießen schon diese ausnehmend schöne Nacht."

"Sie kören mich nicht", antwortete er; "ich dachte mir wohl halb und halb, daß Sie oder Dönn auf den See herausfahren würden. Als ich nämlich meinen Rahne abließ, sah ich, daß an der Stelle noch mehrere angebunden lagen, die vielleicht andere Personen könnten. Die Zither, die ich hier habe, gehört gar einem ganz fremden Menschen, der sie im See-Bande liegen gelassen hatte, als alle auf das Wasser hinausführten, um so fragen, ich nahm sie; denn in solch schöner Nacht, dachte ich, dürfte sie nicht zu Hause bleiben. Auf Sie war ich beinahe gewiß gefaßt, daß Sie kommen würden!"

Was verstehen wir unter Demokratie?

Dr. iur. S. Thalman-Antenen, Bern

Knapp drei Jahre sind vergangen, seitdem ein Weltkrieg ausgebrochen hat, der im Namen der Demokratie geführt worden ist. Millionen gläubiger Menschen haben sich um dieses Banner gedrängt und ihr kleines Menschengeschick um der großen Sache willen vergessen, sich geopfert für die Demokratie, die es vor dem Stolz der braunen Diktatur zu retten galt. Und heute, nachdem dies alles getan worden ist, stellt sich uns plötzlich die bange Frage: Was ist überhaupt Demokratie? Das Ideal selbst, für welches wir rangen, scheint sich inzwischen gewandelt, gespalten zu haben und uns mit grübelnder Frage zu hängen. Demokratie steht gegen Demokratie. Es ist kein Leichtes, in dieser Verwirrung eine klare Richtung, in diesem Labyrinth der Widersprüche den geraden Weg zu finden. Wenn ich es hier versuche, dann möchte ich es ohne vorgefasste Meinung, ohne blinde Verherrlichung und vor allem ohne Schlagwörter tun. Ich möchte ausgeben von der einfachen, ungeschönten, unverborgenen Idee der Demokratie und sodann ihren ewigen Gehalt messen an den menschlichen Tatsachen, an der nächsten Wirklichkeit.

Wir reden vom ewigen Gehalt der demokratischen Idee. Damit soll gesagt sein, daß der Inhalt des Begriffs Demokratie keinen Veränderungen unterworfen ist, daß Demokratie nicht heute dies und morgen jenes bedeuten kann, sondern daß ihr Begriff als Ausdruck einer ewigen Idee menschlichen Zusammenlebens und menschlichen Spekulationen anzusehen ist. Er steht in einer Reihe mit allen andern aus dem Menschheitsleben gewonnenen Werten, dem Guten, dem Schönen, dem Gerechten. Sie sind als Ideen dem Menschen gegeben, unentbehrlich, aber auch unanveränderlich, und daß wir das wissen und daran festhalten, ist vielleicht eine der wichtigsten Grundlagen der Kultur. Haben wir nicht gerade die letzten Jahre den erfreulichen Beweis geliefert, wohin wir fielen, wenn wir anfingen, an den ewigen Werten herumzubasteln, sie zu biegen und sie in unsern irdischen, vorübergehenden Zwecken dienstbar zu machen?

Wir müssen deshalb unterscheiden — wenn wir uns irgendeiner Klarheit gelangen wollen — zwischen dem demokratischen Prinzip als ewig gültiger, bleibender Idee und den vielfältigen menschlichen Versuchen, dieses Prinzip in ihrem Zusammenleben anzubringen, ihm eine greifbare Gestalt zu geben. So allein werden wir den brauchbaren Maßstab finden, um zu entscheiden, welche Staatsformen, welche tatsächliche Staatsgebilde nun als Demokratie angesehen werden darf und welches nicht.

Wie aber erkennen wir unsern Maßstab selbst? Wie erkennen wir den ewigen Gehalt der demokratischen Idee? Die Idee der Demokratie der Volksherrschaft, geht hervor aus dem in jedem Menschen irgendwo verankerten Gefühl seiner eigenen Würde, seines eigenen Personlichkeitswertes, seiner Freiheit vor der Willkür anderer Menschen, seiner Gleichheit mit den Nebenmenschen. Es ist die Aufrechterhaltung des ewigen gegen die Unterwerfung unter einen ihm gleichwertigen andern, die zur Verwirklichung einer Volksherrschaft führt, einer Ordnung des Gemeinlebens, die durch unsern eigenen Willen geschaffen ist. Sobald der Mensch auf einer gewissen Kulturstufe angelangt ist, will er sich nicht mehr fremder Gewalt und Willkür hingeben; sondern wenn er sich unterwirft, muß es im Namen des Rechts, im Namen einer sittlichen Ordnung geschehen können. Damit haben wir die beiden Wesen der Demokratie, die geistigen Elemente der Demokratie genannt: die Freiheit des Individuums vor fremder Gewalt und seine Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung mit allen andern Mitmenschen.

Betrachten wir aber diese Verbindung der beiden Grundideen näher. Wie kann sich Freiheit des Einzelnen mit Gleichheit aller verbinden? Sieht darin nicht ein unvereinbares, ja unlösbares Widerspruchs? Greift nicht die Freiheit jedes einzelnen notwendigerweise in die gleich große Freiheit des ihm zugehörten Mitmenschen ein? Wenn also jeder die gleiche und die volle Freiheit beansprucht, führt nicht die demokratische Idee notwendig zur Kampf aller gegen alle, zur Anarchie? Freiheit an sich ist etwas Soziales. Der Mensch ist aber ein Sozialwesen, gestungen zum Zusammenleben, zur Gemeinschaft mit seinesgleichen. Zur Idee der Freiheit und der Gleichheit muß sich deshalb gesellen die Idee der Verantwortung für den Nebenmenschen und für die Gemeinschaft, die Unterordnung unter einen höheren sittlichen Zweck. Die Idee der unbeschränkten sozialen Freiheit wird dadurch gewandelt zur sozial gerichteten Freiheit in der Gemeinschaft.

Freiheit, Gleichheit, Gemeinschaft — sie lassen sich so leicht nebeneinander hinstellen, scheinen so harmonisch aufeinander abgestimmt und sind doch verschieden gerichtete Prinzipien, deren jedes durch die Verbindung mit den andern eingeschränkt werden muß. Aber gerade in diesem wechselseitigen Zusammenwirken liegt letztlich das Wesen der Demokratie. Freiheit ohne Gleichheit führt zur Anarchie, Gleichheit ohne Gemeinschaft ohne Freiheit zur Diktatur.

Damit haben wir für die Beantwortung unserer Frage die wesentliche und grundlegende Erkenntnis gewonnen, daß Demokratie als Idee, als Begriff unanveränderlich und menschlichen Spekulationen entzogen ist. Es gibt in diesem Sinne weder westliche noch östliche, weder bürgerliche noch sozialistische Demokratien, sondern nur die eine ewig gültige Idee der Volksherrschaft mit ihrem immer gleich bleibenden Erfordernis der Freiheit, der Gleichheit und der Gemeinschaft.

Etwas anderes ist nun aber der demokratische Staat, die in die menschliche Wirklichkeit übertragene Idee der Demokratie. Idee und Wirklichkeit — zwei Formen eines Seins, die sich nie decken werden. Die Idee: das Absolute, der aus dem Geistlichen gewonnene Maßstab, die unentbehrliche Richtschnur unseres Tuns; die Wirklichkeit: menschliches Verhalten, menschliches Ringen um Vollendung und deshalb immer etwas Unvollendetes.

Wie kann sich nun die demokratische Idee in einem gegebenen Staat in Wirklichkeit umsetzen, so daß seine reale Ausgestaltung dem idealen Vorbild möglichst nahe kommt? Das könnte auf sehr einfache Weise geschehen in einem kleinen Staatstaat, wie sie z. B. in der griechischen Antike bestanden, wo die Bürger im Kreis zusammentreten und über alles, was sie gemeinsam angeht, reden und bestimmen. Aber auch hier schon zeigt sich in ganz harmlosen Anfängen eines der schwersten Probleme praktischer Demokratie: die Unterwerfung der Minderheit unter die Mehrheit. Denn irgendeine Maß Entscheidung werden, und wenn nicht die Willkür aller auf den gleichen Entscheid gerichtet ist, muß entweder auf die Bildung eines staatlichen Willens verzichtet oder ein Teil der Bürger, der Minderheit, über dem Willen der Mehrheit gezwungen werden. Wir sehen schon hier das unvermeidliche Auseinanderbrechen von Einzelwille und Gemeinwille, von Freiheit und staatlichem Zwang. Wie ungewohnt viel komplizierter und schwieriger ist aber die Verwirklichung der Demokratie unter den heutigen tatsächlichen Voraussetzungen, in unübersichtlichen Staatsgebilden, in einer stark dif-

ferenzierten Wirtschaft, in einer durch geistige und materielle Gegensätze geklüfteten Gesellschaft! Was in einfachen Kleinstaat noch möglich ist, das tatsächliche und sichbare Zusammenstreben der Volksgenossen, die reine Demokratie, das muß sich im größeren Staatsgebilde verschleiern in die sogenannten Volksouveränität in der Form gewisser demokratischer Rechte.

Der Einzelne kann sich an der Bildung des staatlichen Willens als eines über ihm stehenden Gemeinwillens beteiligen durch sein Stimmrecht und durch sein Wahlrecht. Wo sich die Beteiligung des Bürgers erschöpft im Wahlrecht, da haben wir die sogenannte repräsentative Demokratie. Der politische Wille der Bürger ist hier weniger auf die eigentlichen Sachfragen gerichtet, sondern seine Teilnahme am staatlichen Geschehen beschränkt sich vielfach auf die Zustimmung zum einen oder andern fertigen Parteiprogramm und die Wahl der entsprechenden Vertreter. Die große Mehrheit der heutigen Demokratien widmet sich zum großen Teil diesem Repräsentativsystem. Auch die Verfassung der Sowjetunion kennt keine direkte Entscheidung der Sachfragen durch den Bürger, sondern billigt ihm nur die Wahl der diese Fragen entscheidenden Repräsentanten zu. Was diese Verfassung aber vor allem von den demokratischen Systemen anderer Staaten unterscheidet, ist einmal die Unmöglichkeit, Vertreter verschiedener politischer Richtungen zu wählen (im Gegensatz zu England z. B., wo die „Opposition“ geradezu zu einer staatlichen Einrichtung erhoben ist), und sodann das Fehlen der Gewaltentrennung, wodurch einzelnen Behörden eine hegemoniale Macht übertragen wird.

Wohin am stärksten ausgebaut und erhalten ist die Form der reinen Demokratie in den Gemeinden und Kantonen unseres schweizerischen Kleinstaates. Sie tritt am direktestenutage in unsern Gemeinden mit ihren Gemeindeversammlungen, wo nicht nur gewählt, sondern vor allem auch über die Angelegenheiten der Gemeinde abgestimmt wird, sondern diese nach Gemeindeelement vor das Volk geführt. Und was gehört in unsern Gemeinden nicht in die Hand des Volkes? Sie ist aber auch geführt in unsern Kantonen durch die jenen. Referendumsdemokratie. Die Großzahl unserer Kantone sieht ja für alle Erlosse der gesetzgebenden Behörde das obligatorische Referendum vor. In allen Kantonen hat das Volk das Recht, zur Initiative, sei es zur Gesetzgebung, sei es zur Revision der Verfassung selbst. Der Bund ist dieser kantonalen Vorbildern demokratischer Perfektion nur zögernd gefolgt. In verschiedenen Stappen hat sich unser Bundesverfassung der seit aus schließlich repräsentativen Demokratie mehr und mehr der Referendumsdemokratie genähert. Seit 1874 kennen wir das fakultative Referendum für Bundesgesetze und allgemeinverbindliche Bundesbeschlüsse nicht dringlicher Natur. Wir kennen die Verfassungsinitiative des Volkes und der Stände zu teilweiser oder totaler Revision unserer Verfassung, nicht aber die Gesetzesinitiative auf dem Gebiet des Bundes.

Unser schweizerisches Staatsrecht von der Gemeinde zum Kanton und zum Bund ist also durchdrungen von einem Mechanismus der reinen Demokratie. Wo immer möglich sind dem Volk die rechtlichen Mittel in die Hand gegeben, auf die Bildung des staatlichen Willens Einfluß zu nehmen, ihn selbst mitzubestimmen. Aber auch hier müssen wir uns eingestehen, daß es eben nur eine gewisse Schablone ist, durch die eine große Idee auf menschliches Maß zugeschnitten wurde; sie kann, auch wenn sie noch so fein erkennen, noch so ausgefeilt ist, nie Vollendung bedeuten. Denn auch wenn durch das allgemeine Stimm- und Wahlrecht, durch

Referendums- und Initiativrecht die rechtlichen Voraussetzungen zur Mitbestimmung im Staate gegeben sind, können wir nicht unbedingt von Demokratie sprechen. Es ist nicht allein notwendig, daß der einzelne Bürger seine Stimme abgeben, sondern daß er seinen politischen Willen frei und aus eigener Verantwortung bilden kann. Denn jedes Mitbestimmungsrecht verliert seinen Wert, wenn kein politischer Willen irgendwelche Richtung von Staates wegen vorgezeichnet ist, wenn er sich nur in einer bestimmten Bahn, nur innerhalb bestimmter Schranken bewegen kann. Mit dieser staatlichen Bindung des politischen Willens nicht zu verwechseln ist die Beeinflussung der politischen Willensbildung durch bestimmte Interessengruppen, wie sie von linksgerichteten Kreisen vielfach der sog. bürgerlichen Demokratie vorgeworfen wird. Hier hat der Bürger, wenn er selbständig denken mag und will, die Möglichkeit, seinem Willen die oder jene Richtung zu geben; unter einem diktatorischen Regime hat er auch die Möglichkeit nicht mehr. Die Freiheit der Willensbildung kann nur aber andererseits auch nicht bedeuten, daß diese völlig wild und geflohen erfolgen soll. Eine gewisse zwangsweise Ordnung ist auch hier nicht zu umgehen, solange wir überhaupt einen Staat nötig haben.

Wo aber liegt die Grenze dieses Zwanges? Wie weit ist staatliche Autorität geboten, und wo beginnt das Recht des Bürgers auf geistige Freiheit? Das sind ungeheurer Heiße und schwer zu beantwortende Fragen. Jedenfalls dürfen wir das eine behaupten: Zwang ist überall bei unermesslich, wo er durch den Bestand des Staates an sich, durch die Organisation notwendig ist. Denn solange wir eine Rechtsordnung als notwendig anerkennen, müssen wir auch den menschlichen Zwang als notwendig zulassen. Der Staat, der sich als Staat behaupten will, muß, ohne dadurch unethisch zu sein, alle Willensbildung und alle Tätigkeit ablehnen und verbieten, und wenn es sehr nur, gewaltlos unterdrücken, die auf Anarchie gerichtet ist. Darf aber ein demokratischer Staat jene Beschränkungen nicht zwingen, die seine demokratische Staatsform gefährden? Kann ein Staat sich als Demokratie behaupten, wenn er die Demokratie erzwingt? Oder ist die Demokratie dazu verdammt, im Namen der demokratischen Freiheit jene Gefahren zu lassen, die eben diese Freiheit beseitigen wollen? Diese Frage gehört wohl zu den heikelsten Problemen der Demokratie und wird verschiedentlich beantwortet. So wird gerade der deutsche Demokrat der Wortführer, daß sie in Überlieferung des demokratischen Prinzips die Diktatur bedeuten lassen, anstatt sie in ihren Anfängen niederzuzwingen. Zweifellos hat aber, der demokratische Staat, als Anhänger der gesamten staatlichen Maßnahme die Möglichkeit, gegen antidemokratische Strömungen mit Zwangsmaßnahmen einzuschreiten. Er gibt dann zu diesem Zwecke gewisse Freiheitsrechte preis, nicht also formal vom demokratischen System ab. Es ist aber durchaus möglich, daß trotz dieser Einschränkung der formellen Demokratie jenen gegenüber, die die Freiheit gefährden, der demokratische Geist umso stärker ist. Und das scheint uns in dieser Situation das Wesentliche zu sein. Wir müssen uns aber weiter fragen: Soll der demokratische Staat zu diesem Mittel greifen, und wenn ja, wann und wo?

Dies ist eine eminent politische Frage, die nicht absolut, sondern nur vom Fall zu Fall richtig beantwortet werden kann. Zweifellos gibt es Situationen, in denen ein demokratischer Staat zur Gewalt gegen antidemokratische Bewegungen gezwungen wird, besonders wenn diese auch zu einer äußeren Gefährdung des Staates führen, wo z. B. nachweisbar im Auftrag oder mit Mitteln einer fremden

Der Schutzengel

Die Geschichte erzählte mir meine Frau nach der Heimkehr aus der Kriegesgefangenschaft. Aber ich weiß, daß sie nicht so wiedergeben, wie es sein muß, darum bitte ich meine Gattin sie selbst noch einmal zu erzählen, damit ich sie getreulich niederzuschreiben kann.

An einem Werktag im Mai 1945 war ich dabei, etwas Weisbe auf die Beine zu hängen. Es war sommerlich heiß und ich war daher etwas leicht angezogen und hatte eine ärmellose Bluse an. Der Weisbe lag in einem Garten, in den man von der Straße aus gut hineinsehen konnte. Ich fand wohl keinen, daß ich jung und hübsch war, meine Haare waren, wie es so in einem Weisbe tag, etwas unordentlich und zerzaust und ich fühlte, daß mein Gesicht ziemlich erblüht war. Gerade als ich das letzte Stück auf die Beine hing, kam ein junger russischer Soldat die Straße entlang. Er warde seinen Kopf dem Garten zu und sah mich. Er blieb plötzlich stehen und richtete seine Augen auf mich. Das irritierte mich und mir kam es plötzlich in den Sinn, daß ein junges hübsches Weib kein Verwundungsmittel für einen Soldaten war, der vielleicht schon Jahre seiner Heimat fern war. Schnell nahm ich das Weisbe über mich und wandte mich dem Hause zu. Eilig wollte ich meine Wohnung zur Ebene der Betreten und die Türe abschließen. Ich mußte dabei um das Haus herum. Aber als ich um die Ecke bog, sah ich schon den Soldaten die Gartenlinie öffnen und auf die Hausstiege zukommen. Aber ich war schneller als er, schloß die Türe zu und schloß ab. Aber ich hatte keine Zeit mehr, auch die zwei Stubenfenster zu schließen,

die dem Soldaten den Einstieg in die Wohnung freiließ. Und es ist es verflucht, sah ich auch schon den jungen Mann am Fenster. In meiner Angst hatte ich gar nicht die Kraft und den Willen, zu fliehen oder irgendwohin zu laufen um mich zu verbergen. Es hätte ja auch nichts mehr genützt. So blieb er denn langsam durch das Fenster ein, nahm seine Waffe vom Kopf und legte sie behutsam auf den Tisch, ohne mich dabei aus den Augen zu lassen. Ich stand an der einen und er auf der anderen Schmalseite des Tisches. Keines sprach ein Wort. Er hatte seine Augen fest auf mich gerichtet und ich hielt seinen Blick wie hypnotisiert stand. Alles zitterte an mir. Meine Lippen waren trocken und im Halse füllte ich ein Würgen. In meinen Halsschlägeln füllte ich den Puls hart und schnell gehen. Ich hatte ganz nahe Hände. So standen wir denn mehr wie einige Minuten. Seine hübschen Gesichtszüge errieten Erregung und doch war es mir, als ob er mit einer großen inneren Scheu kämpfte. Die Stuhlbeine vor ihm umklammerte er mit beiden Händen. Nach und nach kam eine Entspannung in seine Gesichtszüge, er begann ganz unmerklich zu lächeln. Es war mir, als ob er mich zwingen auch zu lächeln. Und ich tat es. Das schien seine Scheu zu belegen, er löste die Hände von der Stuhlbeine und kam um den Tisch herum auf mich zu. Ich wollte schreien, aber ich hatte lauwarmig mich dazu, wie ich auch seinen Willen aufbraute, nur ihm zu lächeln. So standen wir einander ganz nahe gegenüber. Keines löste den Blick vom anderen. Ich mußte dauernd lächeln und ein Brennen in meinen weit offenen Augen ließ langsam einige Tränen über meine Wimpern laufen. So sah ich mich durch einen

Schleier, wie sich seine Blicke milderten, sein Lächeln wurde fast zärtlich und er griff nach meinen Händen, die ich ihm willig ließ. Ich hatte soviel von der Brutalität dieser russischen Soldaten gehört und das bewog mich, mich seinen Bewegungen nicht zu widersetzen, aus Angst, er könnte mich schlagen oder... Er ließ seine rechte Hand von der meinen und ließ mir weich und zärtlich über die Wangen. Das Zittern meines ganzen Körpers ließ nach, aber mir war es, als ob er in Flammen wäre. Er legte seine Hand auf meinen Nacken und die Bewegung weckte in mir das Bewußtsein meiner Weiblichkeit. Ich lächelte mich hübsch und entwand mich ihm. Nun war es an mir, das Fenster zur zeitenden Tat zu benutzen. Die rasche Bewegung zur Ausführung meines Vorhabens löste bei ihm eine ebenfolge aus. Er erwachte mich an einem Arme, riß mich mit einer Drehung meines Körpers an sich und... Meine letzte Bluse verriegelte sich am Fensterriegel, sie wurde halb heruntergerissen und meine Brust lag unverhüllt vor den nunmehr gierigen Augen des Mannes. Weltlich, wenn die Entschlüsselung nicht gekommen wäre, hätte es das Raufgänger verhalten können. Der Soldat umring mich mit beiden Armen, drängte mich durch die Stube zum Divan. Er suchte. Er flüsterte dauernd leise heisse Worte, die ich nicht verstand. Ich wehrte mich wie eine Verzweifelte, aber meine Kräfte reichten nicht aus, um den erregten des Mannes erfolglos widerstehen zu können. Und schreien konnte ich nicht, warum, das zu sagen, bin ich heute außer Stande. Zwei Schritte vor dem Divan kamen wir beide zu Fall. Ich lag hart auf dem Boden auf, er aber mit hoch und sein hei-

hes Gesicht war fest an das meine gepreßt. Meine Kräfte hatten mich gänzlich verlassen, ich gab mich verloren, seiner Gier frei gegeben. Nun mußte nur noch eine Ohnmacht mein Bewußtsein auslöschen und es war um mich geschehen. Ein ohnmächtiger, mehrerer Körper war kein Sündenbrot, dem Willen eines Mannes freien Lauf zu lassen. Das öffnete sich seine die Kammertüre. Ein Mann erschien meine kleine dreißigjährige Heiß im schneeweißen Nachthemden. Dort blieb sie wie angewurzelt stehen und verfolgte mich mit großen Kinderaugen das Geschehen vor ihr. Der Soldat sah das Kind, er sah des Kindes verwundete Augen. Seine gepanzenen Arme, die mich umschloßen hielten, lockerten sich. Einige stille Minuten folgten, während der Mann gebückt mit der schweren Last so baldand und nicht wagte, seinen Blick dem Heidis zu entrücken. Da spürte ich ein kleines Zittern des Mannes Körper durchzittern. Mit einem Schritte war er mit mir am Divan. Legte mich lächelte und zärtlich darauf, ging auf Heiß zu, die meine Wärme machte zu schreien oder wegzulaufen. Heiß begann laut zu lachen, wie zu einem lieben Kind. Der Ruf ging ganz nahe auf das Kind zu, fauerte sich vor ihm nieder und sprach ganz leise zu ihm. Heiß verstand ihn nicht, aber es schlang seine Kinderarmen um des Soldaten Hals, er hob sie zu sich empor und drückte es fest an seine Brust. So legte er sich zu mir auf dem Divan und begann mit dem Kinde zu spielen. Mir lächelte er ins Gesicht, als ob nichts geschehen sei. Und nach einer halben Stunde gab er mir ladend beide Hände, nahm dann meine Kopf in die Hand und drückte mir einen Kuß auf die Stirne... und ging. Ich habe ihn nie wieder gesehen. avo

Macht gearbeitet wird. Wie aber diese politische Entscheidung im konkreten Fall aus getroffen werde, dürfen wir das Eine nicht verzeihen: Jeder Zwang, jede gewaltsame Unterdrückung wird nur dort reiflos wirksam sein, wo nicht die Bürger der Demokratie selbst ihren angelegten Sinn, wo nicht die Demokratie enträufelt, zur inhaltlosen Form geworden ist. Eine zerrüttete oder kulturell zu schwach untermauerte Demokratie wird sich auch durch gewaltsames Niederringen ihrer Gegner nicht auf die Dauer halten können; in der gefunden, lebendigen Demokratie aber, deren Form sich mit dem Geist des Volkes einig weiß, und deren sozialer Unterbau nicht durch trübe materielle Gegebenheiten zerstört ist, werden freizügige Umtriebe viel weniger Boden fassen können oder zu einer wirklichen Gefährdung führen.

Die Einschränkungen der Freiheitsrechte der Bürger sind im demokratischen Staat somit nur gerechtfertigt als letzte Verteidigungsmassnahmen. Wenn aber eine Verfassung die Freiheitsrechte der Bürger nur gewährleistet, in Übereinstimmung mit den Interessen der Bevölkerung und zum Zwecke der Festigung des sozialistischen Systems? wie dies die russische Verfassung tut, dann muß der Wert dieser „Freiheit“ außerordentlich zweifelhaft erscheinen. Wahre geistige Freiheit ist die unbedingte Anerkennung jedes menschlichen Geistes, jeder Ausprägung menschlichen Denkens und Fühlens, soweit dadurch nicht der demokratische Staat als solcher und der Bestand der menschlichen Gesellschaft gefährdet werden. Der Anarchie und Luthers propagiert, wer gegen die Befolgung geltender staatlicher Gesetze aufsteht und zur gewaltsamen Verletzung seiner Gegner auffordert, wer die Freiheitsrechte als solche befehtigt will, der kann nicht den Staat freier Freiheitsrechte für sein Ziel in Anspruch nehmen. Wer aber auf legalen Wege eine Umänderung der Verfassung oder der Gesetze in demokratischem Sinne fordert, wer durch die Mittel der Redner, der Presse, in Vereinen und Versammlungen behördliche Festlegungen in anständiger Weise und ohne anarchische Nebenabsichten nicht, wer für eine nach seiner Ansicht bessere Wirtschafts- oder Sozialordnung sich einsetzt, der steht unter dem Schutz der verfassungsmässigen Freiheitsrechte; denn unsere Bundesverfassung anerkennt ohne irgendwelchen Vorbehalt die Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Vereinsfreiheit und die Pressefreiheit. Sie sollen nicht einem bestimmten System dienen, sondern sie sollen das Beste, das Beste im Menschen, seine geistige und sittliche Schöpferkraft vor staatlich-autoritärer Enklave bewahren. Wo ein Staat aus einem bestimmten Systemen wollen diese wertvollen Quellen der Kultur zum Verfall bringen, wo er alle seine Ausprägungen menschlichen Geistes in eine bestimmte Bahn lenken will, da wird er zum Diktator. Niemand mag es wagen, daß alle Menschen eines Volkes gleich denken, von den nützlichsten Überzeugungen erfüllt sind, dem gleichen Parteiprogramm zustimmen können. Das gleiche Gleichschalten eines Volkes wird nie anders als durch Zwang, durch rohe Gewalt zu erreichen sein. Demokratie aber ist geistige Freiheit; in ihr mag eine gewisse Gefahr liegen; in ihr liegt aber auch die Kraft, die Größe und die Würde dieser Staatsform.

Wir fassen zusammen: Die Verwirklichung der demokratischen Idee im Staat legt voraus die Gewährleistung der politischen Rechte der Bürger und die Garantie bestimmter Freiheitsrechte, die eine freie politische Willensbildung ermöglichen und dadurch erst den Bürgerrechten ihren Wert geben. Sie sind das rechtliche Gerippe des demokratischen Staates.

Und dieses rechtliche Gerippe ist eine Voraussetzung der wirtschaftlichen Demokratie, oder nicht die einzige. Die Rechtsform allein genügt nicht. Das rechtliche Gerippe muß ausgefüllt werden durch den demokratischen Geist des Volkes. Freiheit, Gleichheit, Gemeinschaft, sie können tote Begriffe sein, und dann ist Demokratie trotz aller rechtlichen Garantien nur Schein, nur Lüge, nur eine politische Maschine. In erster Linie ist jede Demokratie unentbehrlich, wenn die einzelnen Bürger, um deren Willen ja dieses System besteht, nicht auch Demokraten sein wollen. Jeder Bürger, der so sehr von seinen persönlichen Angelegenheiten erfüllt ist, daß er keinen Gedanken mehr für die Gesamtheit übrig hat, ist eine Gefahr für die Demokratie; jeder, der dem Staate gegenüber nicht die Einstellung des mitleidenden, mitverantwortlichen Bürgers hat, ist ein Schädling der Demokratie. Die Demokratie muß aufbauen können auf eine lebendige, kritische, schöpferische Anteilnahme ihrer Bürger. Ohne diese mag sie sich vielleicht in mühsigen Zeiten halten — ein Karrenbaum, das vom ersten Sturz umgeworfen wird.

Sie legt als zweites voraus die Fähigkeit des Bürgers, zu stimmen und zu wählen. Wir meinen damit natürlich nicht die bloße Bezeichnung des Wahlzweckes — auch das soll zwar gelegentlich fehlen! Nein, wir meinen vielmehr die Fähigkeit, nach

Grundfragen zu wählen und zu entscheiden. Wir stoßen da an eines der brennendsten Probleme der Demokratie. Demokratie ist oft das System der menschlichen Durchsichtlichkeit genannt worden, die Staatsform, die es nach den Volkswahlen nur dem Gewöhnlichen, dem Unbedeutenden erlaubt, an die Spitze zu gelangen, dagegen das kultiviertere, das menschlich wertvollere Element darniederdrückt. Diese Gefahr läßt sich nicht vermeiden. Doch deshalb der wählende Bürger die Größe einer Gestaltung erkennen lasse, daß er sich nicht durch großsprecherische Pläne, durch Scheinwissen und Demagogik verleiten lasse, das ist im demokratischen Staat eine erzieherische Aufgabe ersten Ranges. Nur die feste Verbindlichkeit geistiger Kräfte, die aufrichtigen, die erneuerten, die zur Auseinandersetzung mit den kulturellen Problemen zwingen, kann uns davon bewahren, die Volksherrschaft zur Herrschaft der platten Mittelmaßigkeit, ja zur Pöbelherrschaft werden zu lassen.

Nicht geringer sind die Voraussetzungen, die der Bürger einer Demokratie für die Teilnahme an Abstimmungen zu erfüllen hat. Unser hochentwickeltes, kompliziertes, für den einzelnen wenig verständliches und unübersichtliches Wirtschaftssystem stellt den Bürger bei Abstimmungen oft vor Fragen, die über seine Kenntnisse, über seinen Horizont hinausgehen. Wie soll er sich da ein Urteil bilden? Da ist die Gefahr der Schlagwortpropaganda, die das wahre Wesen der gestellten Fragen verbüllt, außerordentlich groß. Es gibt Stimmen, auch ernsthafter Demokraten, die dieser Gefahr durch begangenen wollen, daß sie beratige Fragen der Volksabstimmung entgegen. Riegt darin aber nicht eine Kapitulation der Demokratie vor den Schwierigkeiten der praktischen Durchführung? Der demokratische Weg führt hier sicher nicht zu einer Ermüdung des Volkes, sondern man wird sich die Mühe nehmen müssen zu seiner systematischen Schulung, Aufklärung, Befähigung zu wirklicher Einsicht in die Probleme des Staates und der Wirtschaft.

Die schwierigste Aufgabe stellt der demokratische Staat seinem Bürger dadurch, daß er ihm mit der Freiheit der Entscheidung auch die Verantwortung für seine Gestaltung überträgt. Wir haben gesehen, daß die demokratische Idee nicht dem sozialen und anarchischen Freiheitsgedanken in sich trägt, sondern die Freiheit in der Gemeinschaft fordert. Sie legt also voraus, daß der einzelne so einseitig, so sozial gelöst, so altruistisch eingestellt ist, daß er freiwillig jenes Ausmaß seiner persönlichen und seiner wirtschaftlichen Freiheit einräumt, das mit der Gesamtheit verträglich ist. Wir wissen heute, daß die Gerechtigkeit in der Wirtschaft nicht von selbst zu verwirklichen ist, sondern daß es schlechterdings eine gewisse Maß zwangsweiser staatlicher Ordnung nicht abgeht. Wie groß dieses Maß gerechterweise sein muß, das läßt sich aber nicht ein für allemal entscheiden. Seine Grenze wird immer dort zu liegen kommen, wo die freiwillige Ordnung unter den einzelnen versagt. Je besser sich der einzelne in die Gemeinschaft einfügt, je bereitwilliger er ist, seine Freiheit zugunsten der Gemeinschaft einzuschränken, desto weniger wird der Staat mit Zwangsmassnahmen einschreiten müssen. Je ungeschicklicher, je unvernünftiger, je sozialer sich der einzelne benimmt, desto umfassender wird der staatliche Zwang ausfallen müssen, will der Staat es nicht darauf ankommen lassen, daß das ganze wirtschaftliche und soziale Geschehen auseinanderfällt. Je mehr nun aber der Staat durch seine Zwangsmittel die Gemeinschaft herzustellen genötigt ist, je größer die Aufgaben sind, die er dadurch auf sich nehmen muß, desto strenger muß er auch seine Disziplinierung gestalten, desto enger wird der Bezirk der demokratischen Freiheitsrechte. Denn will der Staat ein Ziel erreichen, welches das Volk freiwillig nicht erreicht, dann kann er auch nicht auf den Volkswillen abstellen, sondern er muß den einzelnen oder gegen seinen Willen in den staatlichen Dienst einordnen. Aber nicht nur die Liebertreibung dieses kollektivistischen Prinzips kann der Demokratie gefährlich werden. Wir müssen heute die Gefahr auch dort erblicken, wo in einer scheinbar freien Wirtschaft mächtige Verbände, gewaltige und kapitalistische wirtschaftliche Organisationen bestehen, die Entscheidung der wirtschaftlichen Fragen an sich zu reißen, und dadurch die demokratischen Rechte der Bürger gegenstandslos, zur bloßen äußerlichen Feste zu machen. Der demokratische Staat wird vor beidem auf der Hut sein müssen: vor der unbedachten und belästigenden Übernahme wirtschaftlicher Garantien, wie vor der gleichenden Macht interessierter Verbände. Es wird nun heute behauptet, daß gerade durch das kollektivistische Prinzip, durch die Verstaatlichung der Wirtschaft und die Ausmerzungen der Klassen gegenüber die wahre Demokratie, die „Volkswirtschaft“ verwirklicht werde. Wir können diesen Gedanken nicht teilen. Demokratie, die erzwungen wird, ist nicht mehr Demokratie. Der alles umfassende staatliche Zwang, der die Menschen in seinem Klan, in seine Ordnung hineinpreßt, ist die Negation des demokratischen Prinzips. Woherstanden, es kam Verhältnisse geben, wo ein weitgehender staatlicher Zwang nicht zu vermeiden ist, wo ohne ihn die wirtschaftliche und soziale Anarchie platzgreifen würde, wo das Bestehen des Staates als solcher in Frage gestellt wäre. Da mag sein Zwang eingreifen; aber wir dürfen ihn nicht den Namen der Demokratie umhängen, auch wenn er sich noch so sehr in den Dienst einer hohen Volksherrschaft, einer alles umschließenden Gleichheit stellt. Die bedingende und unerlässliche Aufgabe jedes demokratischen Staates ist es deshalb, seine Bürger zu dem Gebrauch der Freiheit zu befähigen, sie als Menschen so weit

zu bringen, daß ihnen Freiheit nicht Zügellosigkeit, nicht Herrschaft über den Schwächeren, nicht soziale Veranwortungslosigkeit bedeutet, sondern gewolltes Einführen in die Gemeinschaft.

Wir fassen die gewonnenen Erkenntnisse zusammen: Wenn wir von Demokratie sprechen, müssen wir unterscheiden: einmal die Idee der Demokratie, die als unumkehrbares ewiges Prinzip die Linie menschlicher Staatsgestaltung ist —, und dann die Verwirklichung dieses Prinzips im positiven, tatsächlichen Staatsgebilde. Diese ist nicht immer und überall dieselbe; sie kann hundertlei verschiedene Formen annehmen, die, gemessen an dem ewigen Richtfaden, dem demokratischen Gebotenen mehr oder weniger nahe kommen. Die demokratische Idee ist die Idee der Freiheit und Gleichheit der Menschen in der Gemeinschaft. Der demokratische Staat verwirklicht sie, indem er die letzte Entscheidung über seine Gestaltung der Gesamtheit des Volkes überträgt. Das Volk besitzt politische Rechte in der Form von Stimm- und Wahlrecht, das Referendum- und Initiativrecht; es hat das Recht der freien Willensbildung und Willensäußerung durch die Abstimmung der Glaubens- und Gewissensfreiheit, der Vereinsfreiheit und der Pressefreiheit. Freiheit ohne jeden Zwang ist praktisch nicht denkbar; der Staat ist Garant der Freiheit und muß sie als solcher sogar erzwingen können. Das Maß des staatlichen Zwanges soll aber im demokratischen Staat auf jenes Minimum beschränkt werden, das er zur Selbstverpflichtung des Bürgers, der dem formellen Gesetze demokratischer Rechte ist, deshalb die wichtigste Voraussetzung der Demokratie ihre kulturelle Verankerung in einer möglichst weiten Schicht des Volkes und die Verbindlichkeit seiner geistigen und ethischen Kräfte, die allen die Entfaltung ihrer menschlichen Persönlichkeit in einer frei gewollten Gemeinschaft sichert. Dort, wo die demokratische Form mit der demokratischen Gestaltung eines Volkes zusammentrifft, wird die demokratische Idee ihre vollkommenste menschliche Verwirklichung finden.

Von einer Frau — die mir Eindruck machte!

(Schluß)

Doch ihrem alten gewohnten Lebenszuschnitt kleben die beiden alten Leuten treu und damit müht sie die mit der Dorfkirche ausgezeichnete Kirche wohl oder übel abzumachen. Sie fand sich zudem auch mit der ausgeprägten Scheuhaftigkeit der Alten in geradezu vornehmer Dürftigkeit ab.

Sie haben meine Jugend begleitet. Jetzt ist es an mir, die in ihrem Alter zu betreten, erklärte sie... Obwohl die Zeit vieler berufstätigen Frau vorübergeht, fand sie doch am Morgen und am Abend einen Augenblick Ruhe, Dinst Sami, einen gutmütigen, alten „Troppi“ gegen „Glück“ mit einer nicht gerade widersprechenden Salbe zu massieren, von dessen Heilwirkung er jedoch sehr überzeugt war... Auch Tante Bertha kam mit ihren vielerlei Altersgebrechen zu der Waise. Einer gut in die Verhältnisse eingearbeiteten Hauskammer überlag sie die beiden Alten überlag in die höhere Obhut. Und wie Kinder, deren Mutter tagtäglich abends ins Bett kam, so kam auch die Waise auf die Heimreise ihrer Waise. Welche Mutter und menschenfreundliche Waise, nicht mit einer hoch gläubigen Überzeugung die Rechte der Waise zu ihrem eigenen Kind geltend zu machen, wie es die beiden Alten taten. Obwohl die Verantwortungsvoller Berufstätigkeit heimkehrende Frau genötigt die Ruhe und die Entspannung bringend genötigt hätte, behielt sie ihre päpstliche Freiheit Dinst Sami und der Tante. Sie opferte ihnen zu einem Teil auch ihre Jugend und allezeit sogar ihre persönlichen Freuden, wofür die beiden Alten ihre eigene feststehende Entlohnung gaben: „Gutes Gemüt brauchst nicht zu haben, als ich selber so glücklich wie-mens Annooch und bringst du über die da.“ Gewiss konnte Tante Sami, die Waise an ein gewisses Glück und an Wohlstand mit manchen geliebten, geistig hochbegabten Männern ihrer Zeit getrost aufnehmen. Vielleicht war es die Unmöglichkeit an ihrem Beruf, welcher auch sein weltlichen Gehalt bei der einen und der anderen seiner Vertreterinnen fast gleich ist, die angebotenen mütterlichen Anlagen auf einer anderen Grundlage zu entfalten. Sie hat auch mit ihrem Hausgenossen das Muttersein geteilt und zwar mehr durch das Beispiel als durch Worte, das Muttersein, das nicht mit dem Bruchtrug seinen Anfang nehmen muß und doch Mutterkraft ist. Sie war mir auch während der Zeit unserer gemeinsamen Hausgenossenschaft das Vorbild der Erfüllung des Frauenteams in der Mütterlichkeit gewesen. Die auch ohne die Erfüllung des weiblichen Mutterinstinkts möglich ist. Sie veranlaßt ich auch das Beispiel der letzten Lebensgestaltung, ja selbst die wertvolleren Erkenntnisse, als mir der Besuch bei der Welt lebenden Vorstellungen an der Unwissenheit vermittelte, daß denn was uns zu lernen am meisten nützlich, das ist das rechte Verhältnis von Mensch zu Mensch, so wie es sein muß, wenn wahre Liebe alle Handlungen leitet, worüber in der Theorie so viel gesprochen und in der Praxis so wenig gehalten wird. Und gibt es einen wertvolleren Bereich als den, daß es für Frauen, vorab auch für die Berufstätigen nicht höheres gibt, als die mütterliche Fürsorge, die sich in den Vordergrund für andere stellt und das Beste, was die Frau zu sagen hat, immer das Beste, was sie durch ihr Leben vorbildlich zum Ausdruck bringt.

75 Jahre „Zürich“

Die „Zürich“ Allgemeine Anlauf- und Haltpflichtversicherungs-Vereinsgesellschaft feiert auf ihr 75jähriges Bestehen zurück. Man darf sagen: 75 Jahre im Dienst der schweizerischen Volkswirtschaft. In dieser Zeit hat sich die „Zürich-Anlauf“ zu einem der großen schweizerischen Unternehmen entwickelt, die weit über die Grenzen hinaus tätig sind. Trotz zweier Weltkriege, die Währungsverfall und andere Rückschläge in verheerenden Mäßen mit sich brachten, bleibt die Gesellschaft ihrem großen Kundentum nach

wie vor volle Sicherheit. Sie hat für die Stadt, deren Namen sie trägt, in der ganzen Welt Ehre eingelegt, zählt doch die „Zürich“ zum Beispiel in den Vereinigten Staaten zu den bestbekanntesten Unfallversicherungs-gesellschaften. Ihre wirtschaftliche Bedeutung liegt nicht nur in der anerkannt, jedoch nicht gefährlichen Versicherung, sondern auch als Arbeitgeber in der Schweiz und im Ausland. Mit ihrem Mitarbeiterstab von gegenwärtig dreihundert Angestellten und mehr als sechshundert Vertretern nimmt sie heute den ersten Platz ein unter allen Gesellschaften auf dem Kontinent, die sich ausschließlich in der Unfall- und Haltpflichtversicherung und deren Nebenangelegenheiten betätigen. Daneben befindet die große Auslandsbüro — rund sechs Millionen der Prämienannahmen kommen aus dem Ausland — in nicht zu unterschätzender Maße die schweizerische Zahlungsabteilung. So gehört die „Zürich-Anlauf“ in die Reihe der namhaftesten großen Einläufe des schweizerischen Unternehmens in der Weltwirtschaft. Sie ist ein höchstes Zeichen dessen, was die Privatinitiative vermag.

Kleine Rundschau

Der König Wilhelm III zu Ehren

Am Rahmen der Jubiläumsgelächterlichkeit mit einer dauernden Ausstellung von Blumen, Sträußchen und Bäumen im Hofgartenpark zwischen Haag und Scheidegasse gehalten. Mitte April wird die Ausstellung geöffnet werden und bis im Herbst weitergehen. Anfangs werden es Tulpen und Narzissen sein; nicht weniger als 100 000 sind von den Züchtern gekauft worden. Dann kommen im wunderbaren Monat Mai die Rhodos, Azaleen, japanischen Kirslilien an die Reihe, von den berühmten Botschaftern im Hofgarten gehalten, nicht auf Zimmerpflanzen, sondern in der Natur erhalten. Nachher kommen Zehnjährige von Gladiolen und im Herbst Zehnjährige von Dahlien und dann werden auch die Orchideen ihre Früchte haben, deren Blütenpracht den Besuchern im Hofgarten schon Freude gemacht hat. Auch ein exemplarischer „Vollgarten“ mit Gemüse, Obst und Blumen wird in einer Ecke des Parks angelegt werden. Die Ausstellung wird an Regentagen nicht zugänglich sein, weil dann die Grasflächen so sehr zu leiden hätten. Dennoch ist die Lage des Gartens so, daß man von allen Seiten her durch den Hofgarten und bis in die Blumenpracht der Räte betreten kann. Der Park ist 8 Hektaren groß mit mehreren Teichen. W. W. F. D.



Rigel Helgins: „Mein eigener Herr“, Roman. Titel der englischen Originalausgabe: „Mine own executioner“ überlegt von Herbert E. Herzig (Zürich, 1948). „Die Sata der menschlichen Sünden ist sehr begrenzt.“ „An allem und jedem ist irgend etwas. Das macht das Leben so kompliziert.“ „Waren Väter nicht schon immer ein demeritenswert empfänglicher Schatz?“ „Er hatte etwas begonnen und es dann sein lassen. Das hatte man nie.“ Der germanische englische Erzähler Rigel Helgins, dem es nicht um billige Effektivität geht, und der seinen eigenen, ganz unkonventionellen Weg verfolgt, hat bereits in seinem früheren Roman: „Das kleine Hinterzimmer“ sein kluges, bedächtiges Vorgehen in Handlung und Charakterentwicklung, das endlich der dramatischen Steigerung zutrifft, bewiesen.

Sein neuer Roman stellt Psychoanalyse und Psychoanalytiker, und mit ihnen den gewissenhaften und bis an die äußersten menschlichen Grenzen verantwortungsbewußten Psychiater und sehr ernst zu nehmenden Psychoanalytiker Fritz Mäse in den Mittelpunkt. Sein Leben in seinem Studierzimmer; mit seinen Patienten, — vor allem mit dem so schwierig zu behandelnden früheren Fliegerpiloten in der A. F. und an Schizophrenen lebenden Mann Duclan, mit seinem Kollegen, und wieder mit seiner Frau Patricia, die mit ihrer inkonstanten Klugheit in so sympathischen Gegenjag zum ganzen „Bauernjägerstübchen“ der Anwalt Rigel, nicht abweisend, bald heimlich, bald offen an uns vorüber.

Und in Hand feigert sich zum Schluß die innere seelische Spannung mit dem äußeren, zu einem klimaxinalfall sich ausweitenden Geschehen des Romans. Alice Suzanne Albrecht

Rund und Voll, schweizerische Kunstzeitschrift. 10. Jahrgang, Nr. 2, 1948. Herausgeber Albert Rugg, Maler, Zürich, Kobergasse 43. Jahresabonnement (6 Hefte) Fr. 12.—.

Die Osternummern von Rund und Voll ist der bedeutendsten göttlichen Festen in der Kirche Oberwinterthur gewidmet. Sie entfallen am 13. und 14. und sind gewidmet unter der Leitung des protestantischen Bildschaffers verfaßt worden.

Dr. Wilhelm Fester erzählt uns die Wandbilder, die sich wie herrliche Bildergalerie an den Wänden hingehen. Sie stellen Epochen aus dem Leben Christi und aus der Legende des H. St. Agostin, dem Schutzpatron der Kirche, dar. Zwölf sind den Festen, die wir eine Reihe von Aposteln und Heiligen.

Alle Bilder hatten sich an eine streng flächendeckende Darstellung. Sie leben von Rhythmus der betont linearen Konturen, in welchen die Figuren mit ihren Gebärden harmonisch einbezogen sind. Einzelnes ist von intellektueller Annuit, fast wie die überhebliche Schöpfer eines Minimalisten. Jedoch gleicht dem monumentalen Charakter des ganzen Zyklus nie Abdruck.

In der Farben beschränkte sich der Oberwinterthurer Meister auf eine einheitliche Palette von wenigen Tönen, die er in rhythmisch gestuftem Wechsel verwendete.

Die dem Text beigelegten Reproduktionen lassen in uns den Wunsch entstehen, die wertvollen Festen im Original zu sehen.

Hotel Augustinerhof
St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 25 77 22
Zentrale Lage
Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gelegte Küche
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst